

Erich Hinkel

Zwölfender der ersten Stunde Soldat in den Aufbaujahren der Bundeswehr



Inhaltsübersicht

Vorwort

1. Motive und Entschluss
2. Erste Stunden - erste Tage - erste Eindrücke
3. Soldatische Pflichten
 - 3.1. Eid und feierliches Gelöbnis
 - 3.2. Innerer Dienst und Innere Führung
 - 3.3. Soldat - ein Beruf wie jeder andere
 - 3.4. Soldat und Demokratie
 - 3.5. Tradition
 - 3.6. Stil und Formen
 - 3.7. Vaterland
4. Soldatische Rechte
 - 4.1. Fürsorge und Betreuung
 - 4.2. Wehrbeschwerdeordnung
 - 4.3. Wehrbeauftragter
 - 4.4. Vertrauensmann
 - 4.5. Bundeswehrverband
 - 4.6. Widerstandsrecht der Soldaten
5. Ausbildung und Erziehung
 - 5.1. Allgemeine Ausbildung
 - 5.2. Formalausbildung
 - 5.3. ABC-Abwehr-Ausbildung
 - 5.4. Sportausbildung
 - 5.5. Ausbildung der Unteroffiziere

- 5.6. Erziehung
 - 5.6.1. Disziplin und Disziplinarstrafen
 - 5.6.2. Pünktlichkeit
- 6. Ausrüstung und Ausstattung
 - 6.1. Kampfausrüstung
 - 6.2. Uniform
 - 6.3. Versorgung
 - 6.4. Verpflegung
- 7. Personal
 - 7.1. Offiziere
 - 7.2. Unteroffiziere
 - 7.3. Die jungen Soldaten
- 8. Einsatzgrundsätze
 - 8.1. Gefechtsarten
 - 8.2. Truppenführung
 - 8.3. Soldat und Technik
 - 8.4. Psychologische Kriegführung
 - 8.5. Kampfkraft
- 9. Unsere Verbündeten
- 10. Die Nationale Volksarmee
- 11. Bundeswehrverwaltung
- 12. Besoldung
- 13. Besondere politische Ereignisse
- 14. Wehrgerechtigkeit - Wehrdienstverweigerung
- 15. Militärseelsorge
- 16. Missbräuchliche Verwendung der Bundeswehr
- 17. Winterarbeiten
- 18. Geschichte meiner Einheit
- 19. Wiedereingliederung ins Berufsleben

- 20. Die Bundeswehrfachschule
- 21. Was hat mir die Bundeswehr gebracht
- 22. Meine militärische Laufbahn

Vor uns liegt eine Aufgabe, von deren Gelingen Entscheidendes - vielleicht alles - für unser Volk abhängt.

(Bundeskanzler Konrad Adenauer anlässlich der Vereidigung der ersten Bundeswehrsoldaten im November 1955 in Andernach)

Vorwort:



Schon während meiner Bundeswehrzeit wollte ich meine Erinnerungen an die Dienstzeit niederschreiben und habe mir hin und wieder Notizen gefertigt, die dann in meinen Unterlagen schlummerten. Nach dem Fall der Mauer hatte ich erneut die Idee, diesen Vorsatz zu verwirklichen. Ich suchte nach einem ehemaligen Volksarmisten, der gleiches tat und mit dem ich mich austauschen könnte. Leider ist mir dies trotz intensiver Bemühungen nicht gelungen. Selbst mein ehemaliger Kompaniechef, August Benischke, der damals als General in Leipzig seinen Dienst versah, hatte keinen Erfolg, einen geeigneten Mann zu finden. So legte ich den Plan ad acta.

Im Juni 1998 kam ich mit ehemaligen Bundeswehrfachschülern in Bremen zu einem Klassentreffen zusammen. Dort wurden Erinnerungen ausgetauscht; schöne und weniger schöne. Da wuchs wieder der Gedanke:

Man müsste dies alles einmal niederschreiben und der Nachwelt erhalten.

Mir fiel dabei auf, dass sich die Historie noch nicht mit der Geschichte der Bundeswehr befasst hat. Es wurde bisher zu wenig getan, diese Zeit historisch zu dokumentieren, zu erforschen und die Ergebnisse angemessen zu bearbeiten. Nun ließ ich mich nicht mehr davon abbringen und ruhte nicht eher, bis ich alles zu Papier gebracht hatte. Ich bin mir bewusst, dass ich vieles vergessen habe.

Sich zu erinnern ist oft angenehm, aber oft auch schmerzlich. Die Lebenserfahrungen sind herkunftsgebunden und meist subjektiv bestimmt. Ich habe versucht, objektiv zu bleiben. Ob es mir gelungen ist, müssen andere beurteilen.

Ich will nun ein Stück aus meinem Leben berichten, das mich als Mensch sehr geprägt hat.

Erich Hinkel

Ingelheim am Rhein, im Januar 2018

1. Motive und Entschluss

Es war 1952. Ich war gerade 13 Jahre alt. Nach einem durchaus respektablen Volksschulabschluss verließ ich als Dreizehnjähriger die Hauptschule. Meine Eltern konnten das Geld für die Realschule oder gar das Gymnasium nicht aufbringen, obwohl ich das Zeug dazu gehabt hätte. Man musste damals sogar noch Schulgeld zahlen. Soweit ich mich erinnere, waren dies 36 DM pro Monat; hinzu kamen die Bücherkosten und die bessere Kleidung. Mein Vater meinte, wer auf die höhere Schule geht, muss auch besser gekleidet sein. Es genügten nicht kurze Lederhose und kariertes Oberhemd, wie ich sie als Kind ständig Sommer wie Winter trug. Im Winter wurden die Lederhosen nur durch Unterhosen und lange Strümpfe ergänzt.

Das Einkommen meines Vaters betrug damals 280 DM im Monat und meine Mutter verdiente in der Schuhfabrik weitere 150 DM hinzu, damit man über die Runden kam.

Wir mussten immer beim Bäcker und Lebensmittelhändler anschreiben lassen, was dann freitags nach der Lohnzahlung ausgeglichen wurde. Oft bezahlte meine Mutter die Lebensmittel für die vergangene Woche und ließ den erneuten Einkauf bereits wieder anschreiben.

An eine Lehre war ebenfalls nicht zu denken. Da wurden die Flüchtlinge bevorzugt, die nach Öffnung der Zonengrenze durch die Franzosen im Jahre 1947 ins Land strömten. Ohne Beziehungen war da gar nichts möglich.

So ging ich, wie es in Pirmasens in den Arbeiterfamilien üblich war, in die Schuhfabrik, um Geld zu verdienen - und dies mit 13 1/2 Jahren. Dort arbeitete ich fast fünf Jahre am Band oder im Akkord. Anfangs war ich Sohlenschmierer, d.h. ich pinselte Klebstoff auf die Sohlen, die dann anschließend, wenn sie abgetrocknet waren, auf die Schuhe geklebt

wurden. Da ich mich nicht dumm anstellte und bei meinem Meister gut angesehen war, durfte ich bald an der Sohlenpresse arbeiten. Das war schon ein sozialer Aufstieg unter den *Babb-Buben*, wie man uns verächtlich aber manchmal auch liebevoll nannte.

Ich fühlte, dass diese Arbeit keine Lebensaufgabe war und dass ich mehr konnte als *nur* Sohlen kleben. Als ich in den Illustrierten las, dass die einfachen Soldaten einen Monatssold von rund 120 DM bei freier Verpflegung und Unterkunft erhielten, so erschien mir dies geradezu paradiesisch.

Hinzu kam, dass in den Schuhfabriken zwischen April und August entweder überhaupt nicht oder nur kurz gearbeitet wurde - d.h. man arbeitete nur zwei oder drei Tage in der Woche, und der Lohn wurde vom Arbeitsamt aufgestockt. Dafür arbeitete man von Oktober bis Weihnachten oft von morgens sechs bis abends 19, manchmal auch bis 21 Uhr. Nach Jugendschutz fragte niemand. Auch muckte keiner auf. Jeder hatte Angst, seine Arbeitsstelle zu verlieren.

So hatte ich damals keine andere Wahl, einen sozialen Aufstieg zu erreichen, als es mit der Bundeswehr zu probieren, da es in Pirmasens mit seiner wirtschaftlichen Monostruktur - es gab dort mehr als 350 Schuhfabriken - keine Perspektiven gab.

Ich bewarb mich im Oktober 1956 als Siebzehnjähriger freiwillig für den Dienst in der Bundeswehr. Es war kein Idealismus oder gar der Hang zum Militärischen. Die Einsicht, dass ich das Richtige gewählt habe, kam erst viel später. Dies geschah geheim. Nur meine Eltern wussten davon.

Im November musste ich nach Wiesbaden zur Musterung. Abends zuvor fuhr ich per Bahn nach Wiesbaden, damit ich mich morgens rechtzeitig um acht Uhr im Schloss von Wiesbaden der Musterungskommission stellen konnte.

Dort durchlief ich die vielen Stationen: Aufnahme der Personalien, ärztliche Untersuchung sowie einen Zimmer-

Sport-Test, der aus Kniebeugen und Klimmzügen bestand. Die längste Zeit wartete ich. Bereits bei der ersten Begegnung wurde mir der Spruch meines Vaters ins Gedächtnis gerufen: *Die Hälfte seines Lebens wartet der Soldat vergebens!*

Den Abschluss bildete eine Befragung durch eine Kommission, die aus Soldaten und Zivilisten bestand. Warum und wieso, wo man herkomme, was der Beruf der Eltern sei usw. Auch befragte man mich über die neuesten politischen Ereignisse. So schnitt man die Suezkrise an. Ich vertrat die Meinung, dass die Engländer und Franzosen dort nichts verloren hätten, so wie ich es in der Schuhfabrik während den Mittagspausen immer wieder gehört hatte. Man solle den Ägyptern den Kanal überlassen. Einige Herren der Kommission waren mit dieser Meinung nicht einverstanden. Einer sagte daraufhin: *Na ja, er ist ja noch ein junger Mann. Seine Ansichten ändern sich sicher täglich.* Heute würde ich eine solche Dummheit nicht mehr begehen.

Aber sie nahmen mich trotzdem.

Ich wartete jedoch mehr als zwei Monate bis der Einberufungsbescheid kam. Mein Vater meinte schon, das klappt wohl nicht.

Nun musste ich dies natürlich bekanntgeben. Bei meiner Arbeitsstelle schlug mein Entschluss wie eine Bombe ein. Fast alle Arbeitskollegen waren wie meine Eltern und Großeltern SPD-Mitglieder und gewerkschaftlich organisiert. Pirmasens war als reine Arbeiterstadt eine Hochburg der SPD und bis zu ihrem Verbot der K.P.D.

Niemand wollte verstehen, dass man nach einem verlorenen Krieg und völliger Zerstörung meiner Heimatstadt freiwillig Soldat werden wollte. Mein Meister sagte zu mir: *Spätestens in fünf Jahren marschieren wir wieder und der Schlammassel geht von vorne los!*

Lediglich der Endkontrolleur am Band machte mir Mut und gab mir Verhaltensmaßregeln. Er sagte wörtlich: *Du bist*

nicht dumm! Du kannst deinen Weg gehen. Streng dich an, falle nicht auf, lerne abends nach Dienst die Vorschriften auswendig und du bist bald Unteroffizier oder gar Feldwebel, und dann bist du was. Ich glaube nicht, dass Krieg kommt. Davor haben sie viel zu große Angst. Auch erklärte er mir, dass früher viele Arbeiter aus Versorgungsgründen zur Reichswehr gingen, man hätte nach 12 Jahren einen Anspruch auf eine Stelle bei der Stadt und dies sei gegenüber der jetzigen Position als Arbeiter ein Aufstieg.

Dieser Mann war aktiv in der Gewerkschaftsarbeit tätig und Mitglied des Betriebsrates. Er galt immer als ein bisschen arrogant, weil er sich an den Stammtischdiskussionen in den Mittagspausen selten beteiligte.

Ich hatte zwei Juniorchefs. Der eine, der für das Technische zuständig war, erzählte mir, dass er begeisterter Kradschütze und Unteroffizier gewesen war. Ich solle mich von den Arbeitskollegen nicht beeinflussen lassen. Er nahm mir das Versprechen ab, ihn im ersten Urlaub zu besuchen, was ich auch eingehalten habe. Zwei Stunden musste ich ihm über meine Erlebnisse erzählen. Er schenkte mir eine Aktentasche, die mich in der folgenden Dienstzeit ständig begleitete.

Alles in allem hielten mich die meisten Bekannten und Verwandten für verrückt.

Meine Großmutter fiel aus allen Wolken. Sie konnte meinen Entschluss nicht verstehen. Mein Großvater und dessen fünf Brüder verloren während des Krieges ihr Leben. Wir hatten durch Bombenangriffe alles verloren.

Meine Mutter hielt sich da heraus. Ich glaube aber, recht war ihr es nicht. Wie immer ließ sie mir die Freiheit zu Entscheidungen, und wenn ich sie getroffen hatte, musste ich dazu stehen und sie ggf. auch auslöffeln. Da kannte sie keine Nachsicht. Aber sie half mir auch stets aus dem Schlamassel heraus, wenn es schiefging. Mächtig stolz war sie, wenn ich Erfolg hatte.

Mein Vater, der erst 1947 aus englischer Kriegsgefangenschaft zurückgekommen war, den Polen- und Russlandfeldzug mitgemacht hatte und als Panzeraufklärer bis hinter Moskau marschiert war, meinte, ich solle ruhig Soldat werden. Wenn er sich nicht so alt fühlen würde, täte er es auch noch mal versuchen - und dies, obwohl er viel Elend im Krieg gesehen hatte und 1944, nach seiner Genesung von einer Verwundung, zu dem berühmten-berühmten Strafbataillon 999 versetzt wurde.

Uns ging es zwar Mitte der 50er Jahre nicht mehr so schlecht wie direkt nach dem Kriege, aber auch nicht gut.

Das Taschengeld war mit 10% des Lohnes angesetzt, der 35 DM in der Woche betrug; das andere musste zu Hause abgeliefert werden. Ein Paar Schuhe kosteten damals in Pirmasens ab Fabrik etwa 12 Mark.

Mit meinem Bruder Fritz verdiente ich mir durch Musizieren an den Wochenenden ein paar Mark hinzu. Mein Bruder spielte Gitarre und ich Zither. Wir spielten recht gut und waren in Pirmasens nicht unbekannt.

Ich weiß noch, dass ich meinen letzten Wochenlohn vor der Einberufung abgab. Am Morgen als ich mich vom meinen Eltern verabschiedete, steckte mir mein Vater ein Fünfmärkstück in die Hosentasche mit der Bemerkung: *Ich habe leider nicht mehr - aber nichts der Mama sagen!* Gleiches tat meine Mutter mit den Worten: *Aber nichts dem Papa sagen!* Ich hielt dicht! Später habe ich es einmal in geselliger Runde erzählt, da schmunzelten beide.

Am 15. März 1957, gerade 18 Jahre alt, setzte ich mich mit meinem Pappkarton - für einen Koffer reichte es nicht - in Pirmasens in den Zug 3. Klasse, das gab es damals noch, und fuhr nach Fritzlar. Auf der Strecke zwischen Frankfurt und Kassel stiegen viele junge Leute ein. Keiner sprach ein Wort. In Wabern, wo ich nach Fritzlar umsteigen musste, stiegen viele mit um, und ich ahnte nun, dass diese auch zur Bundeswehr gingen.

So verabschiedete ich mich aus dem gleichförmigen Leben in Pirmasens und aus dem unbefriedigenden Beruf als Hilfsarbeiter in einer Schuhfabrik. Es waren die Armut und die Perspektivlosigkeit, die mich zu dem Entschluss trieben. Es konnte nur besser werden!

Nichts Großes ist jemals ohne Begeisterung erreicht worden.

Ralph Waldo Emerson

2. Erste Stunden - erste Tage - erste Eindrücke

Ich ging völlig unvorbereitet zur Bundeswehr. Ich hatte keine Vorstellung, was mich da erwartete. Da gab es Kindheitserinnerungen über das Leben eines Soldaten - Uniformen, Panzer, Waffen, Büchsenwurst, Knäckebrot, aber auch Verwundete und Tote. Diese Erinnerungen beschränkten sich aber auf die letzten Kriegstage.

Als ich am 15. März 1957 abends gegen 20 Uhr in Fritzlar ankam, stand ein älterer Soldat, der einen bayerischen Akzent sprach - er war, wie ich später lernte, Oberfeldwebel - am Bahnsteig und rief: *Alle, die zur Bundeswehr wollen - hier her!* Vor dem Bahnhof erschallten weitere Befehle - für mich ungewohnte Töne: *Bitte meine Herren! Aufstellen! Wie bei den Soldaten! Drei Mann nebeneinander und alle anderen dahinter!*



Ehemalige Luftwaffenkaserne in Fritzlar

Nach dem Kommando *Ohne Tritt - Marsch!* setzten wir uns in Bewegung. Zwischen dem Bahnhof und der Kaserne marschierten wir etwa 1,5 km durch unbewohntes Gebiet.

Nun rief er: *Ein Lied!* Da wir nicht wussten, was wir singen sollten, bemerkte er: *Sie werden doch wohl noch ein Soldatenlied kennen!* Darauf gab er den Ton an: *Alle Vögel sind schon da!* und wir sangen mit. Dieses Verhalten muss bei der Deutschen Wehrmacht schon üblich gewesen sein, denn mein Vater erzählte mir eine ähnliche Episode, die mir in dieser komischen Situation einfiel. Ich sagte zu meinem Nebenmann: *Ich hab's gewusst ...*, wurde aber gleich mit *Mund halten!* zur Ordnung gerufen.

In der Kaserne angekommen fing die große Schreiberei an - ich weiß nicht, wie viele Fragebogen ich ausfüllen musste - die bis etwa 23 Uhr ging. Wir kamen zunächst in eine Vier-Mann-Stube. Ein Stabsunteroffizier kam und unterhielt sich väterlich mit uns. Er war ein Unikum, über den ich noch einige Episoden berichten könnte. Er meinte: *Morgen ist Samstag und da brauchen Sie nicht in aller Frühe aufzustehen, denn der Spieß kommt eh erst um 9 Uhr.*

Doch am nächsten Morgen kam im wahrsten Sinne des Wortes ein schlimmes Erwachen. Direkt vor unserer Stubentür piff um 5.30 Uhr der U.v.D: *Kompanie aufstehen!* Kaum hatte er dies ausgerufen, stürzte er in die Stube und schrie: *Wollt Ihr nicht aufstehen, Ihr müden Säcke!* Er war ein äußerst zackiger Soldat, der später mein Gruppenführer wurde. Die ersten Stunden beflügelten nicht gerade meinen Mut.

Wir konnten an diesem Samstag bereits ausgehen, was wir nicht erwartet hatten. So besuchten wir zum ersten Mal die Kleinstadt Fritzlar. Um 22 Uhr mussten wir allerdings in der Kaserne sein.

Die ersten Wehrpflichtigen kamen 14 Tage nach meiner Einberufung. Es waren in unserer Kompanie 168 Mann, die auf engsten Raum untergebracht wurden. Acht- bis Zehn-Mann-Stuben waren die Regel.

Die erste Nachtübung ist mir in Erinnerung geblieben. Ich weiß noch, dass einige Soldaten mit der Dunkelheit nicht fertig wurden. Es war nicht direkt Angst, sondern mehr

Hilflosigkeit. Erst als uns die Ausbilder *Hören und Sehen bei Nacht* vorführten, gewannen wir Selbstvertrauen.

Die Nacht hat für Soldaten immer einen besonderen Reiz. Wer nachts wacht, kennt diese andere Welt, die nur unter den Bedingungen des Lichtausschlusses zu haben ist. Geräusche, wie wir sie tagsüber nie wahrgenommen hatten, erreichten das Gehör zu später Stunde mit einer überstarken Deutlichkeit. Die Konzentration wuchs in dem Maße, wie die äußeren Augenreize verschwanden. Gedanken melden sich, die im Lärm der hellen Vernunft nicht zu Wort gekommen waren. Gespräche, die nur im Schutz der Dunkelheit geführt werden konnten, stille Gespräche meist, die das eindringliche, durchschauende, indiskrete Tageslicht nicht vertrugen. Denn gute Worte kommen auf Taubenfüßen, hat mal ein gescheiter Mann geschrieben.

Auch musste ich mich erst daran gewöhnen, den Tag nach der Trillerpfeife zu leben. Es begann mit dem Aufstehen und endete mit dem Zapfenstreich. *Aufstehen! - Kaffeeholer raustreten! - Raustreten zum Revierreinigen! - Fertigmachen zum Dienst! - Raustreten zur Befehlsausgabe! - Unterricht beenden! - Fertigmachen zum Sport! - Raustreten zum Sport! - Fertigmachen zur Formalausbildung! - Raustreten zur Formalausbildung! - Fertig machen zum Mittagessen! - Raustreten zum Mittagessen! - Raustreten zum Revierreinigen! - Fertigmachen zum Dienst! - Raustreten zum Dienst! - Fertigmachen zum Appell! - Raustreten zum Appell! - Essenholer raustreten! - Raustreten zum Revierreinigen! - Fertigmachen zum Stubendurchgang! - Zapfenstreich!*

Jedes Mal wurde davor mit der Trillerpfeife kräftig gepfiffen und *Türen auf!* geschrien. Da wir drei Stockwerke hatten und jede Etage relativ lang war, musste auf jeder Etage zweimal gepfiffen werden. Die Lautstärke war so groß, dass man es tatsächlich sechs Mal hörte. Das waren militärische Gewohnheiten, die einem zuwider wurden.

Es gab nur ein Telefon, beim U.v.D., das aber nicht privat benutzt werden konnte - besser gesagt durfte; es gab nur ein Fernsehgerät in der gesamten Kompanie, das mit einem Münzautomaten versehen war, und Radios kamen erst etwas später nach und nach auf die Stuben. Beim Fernsehen gab es immer Streit unter den Kameraden, wer die Münzen nun einzuwerfen hatte.

Zum Frühstück hatten wir nie genug Zeit. Oft kamen die Kaffeeholer erst, als wir schon das Kommissbrot hinuntergewürgt hatten.

Nach zehn Tagen bekamen wir den legendären Bundeswehr-Trainingsanzug. Die Einkleidung erfolgte erst nach 14 Tagen, weil die Bekleidungskammer noch nicht genügend Bekleidung vorrätig hatte. In Zivil und anschließend im Trainingsanzug leisteten wir bis zum 2. April Dienst. Dafür bekamen wir später 1 DM pro Tag Kleidergeld, weil wir in Zivilbekleidung Dienst leisten mussten. Gefragt hat uns dazu niemand. Es wurde wie selbstverständlich hingenommen.

Unsere Aufgabe bestand zunächst darin, die Stuben für die am 1. April 1957 einrückenden Rekruten mit Mobiliar auszustatten. Diese Möbelstücke mussten von Güterwaggons, die auf dem Anschlussgleis in der Kaserne abgestellt waren, herangeschafft werden. Spieß und Kompaniechef sahen wir erst nach einer Woche. Während dieser Zeit betreute uns lediglich ein Ausbilder, der uns 30 Freiwilligen die Arbeit zuteilte und dann wieder verschwand. So tauchte er jeweils nach etwa zwei Stunden auf, um festzustellen, ob alles in seinem Sinne lief.

Am 1. April rückten dann die ersten Wehrpflichtigen in die Kasernen ein. Von den 10.000 Gezogenen bekam unser Bataillon 400 Mann. Trotz vieler anderslautender Prognosen verlief alles ruhig. Weder die Zweifler, noch diejenigen, die Skandale erhofften kamen auf ihre Kosten.

Da kaum jemand ein Auto hatte und der Dienst auch an Samstagen stattfand, blieb man an den Wochenenden in

den Kasernen. Dies war zwar hart, aber es förderte die Kameradschaft. Die meisten Ausbilder waren nicht verheiratet, weil damals den Grenzschutzbeamten das Heiraten erst ab 27 Jahren gestattet war. Und wer verheiratet war, wohnte meist weit weg. So wohnten die Ausbilder in der Kaserne und wir waren dauernd unter Aufsicht. Andererseits trieben wir mit den Vorgesetzten manchen Schabernack, was den Zusammenhalt und die Freude am Dienst verbesserte.

Die Vorgesetzten, von denen die Rekruten ausgebildet werden, prägen die Soldaten für ihr ganzes militärische Leben.

Es gab im Grunde drei Arten Vorgesetzte. Da waren die Führer und Unterführer, die bereits in der Wehrmacht gedient hatten, die vom Grenzschutz übernommenen und die 1956 als Rekruten in die Bundeswehr eingetreten waren. Also junge Gefreite, die als Hilfsausbilder eingesetzt wurden. Die Ausbilder bestanden aus einem Sammelsurium von Persönlichkeiten: Ehemalige Russlandkämpfer, die noch Idealismus hatten, ehemalige 131er (das waren diejenigen ehemaligen Berufssoldaten, die nach Artikel 131 Grundgesetz einen Anspruch auf Wiederverwendung hatten und nur ihre Versorgung sichern wollten), Landsknechttypen, die nicht mehr Frieden fanden, oder auch Kindermänner und Soldaten, die nach dem Kriege Weinreisende oder Mondaminvertreter waren. Ein solcher Mondaminvertreter, ein Hauptmann, war Kompaniechef einer Nachbarkompanie. Auf seine Laufbahn war er sehr stolz.

Die alten Wehrmachtsangehörigen mussten sich nach dem Zweiten Weltkrieg unter schwersten Bedingungen im zivilen Bereich bewähren. Fast ausnahmslos waren es lebenserfahrene und von den jungen Soldaten anerkannte Persönlichkeiten. Sie waren meist kameradschaftlicher und verständnisvoller als die anderen.

Bei den ehemaligen Bundesgrenzschutzleuten handelte es sich meist um scharfe Hunde, jedoch ausgezeichnete Ausbilder und Sportler, die ihr Handwerk verstanden. Oft waren es jedoch Karrieremacher, die alle Gelegenheiten wahrnahmen, um weiterzukommen. Sie wirkten aber auch als Bindeglied zwischen den alten Wehrmachtsleuten und der jungen Nachkriegsgeneration. Die jüngeren Unterführer waren bis auf ganz wenige Ausnahmen noch Mannschaftsdienstgrade, die als Gruppenführer eingesetzt waren. Sie bildeten eine Mischung aus den vorgenannten Gruppen und waren mit Lust und Liebe Soldaten. Sie sogen alles in sich auf, was andere ihnen vormachten und hätten in aller Regel in der freien Wirtschaft damals bessere Verdienstmöglichkeiten gehabt. Meist kamen sie jedoch aus Gegenden, die eine hohe Arbeitslosenquote aufwiesen, wie z. B. aus der Westpfalz, der Eifel, dem Westerwald und vor allem aus dem Ruhrpott. Aus dem Ruhrgebiet kamen echte Kumpel, die froh waren, ihren schweren Dienst unter Tage quittieren zu können.

Da die meisten von uns etwa gleich alt mit den jüngeren Ausbildern, bzw. die anderen Kriegsgedienten wesentlich älter waren, boten wir den Vorgesetzten gleich das Du an, was jedoch abgelehnt wurde. Es war für uns unverständlich, dass die Alten, und wer über 30 Jahre war, galt als alt, uns mit Sie ansprachen, denn wir waren ja alle noch minderjährig. In der Berufswelt, aus der die meisten kamen, war damals das Du gang und gäbe. Später stellte sich heraus, dass dies gut war. Wer zu leicht mit dem Du umging, hatte später mit den Rekruten die größeren Schwierigkeiten.

Die Bereitschaft zur soldatischen Leistung wächst mit der Einsicht. Nur der Soldat, der die Bedeutung seiner Aufgabe erkannt hat und der von ihrer Notwendigkeit überzeugt ist, wird seine Pflicht treu

erfüllen. Jeder Soldat muß wissen, daß es zum Gelingen auf ihn ankommt und daß er mitverantwortlich ist.

ZDv 11/1

3. Soldatische Pflichten

Die soldatischen Pflichten waren im Soldatengesetz festgelegt. Sie wurden durch die Leitsätze für die Erziehung der Soldaten erläutert und modifiziert.

Die damalige Jugend war für allgemeine Pflichten nur schwer ansprechbar. Ihre Empfindlichkeit gegen falsches Pathos führte dazu, dass man jeden Appell an sie scheute. Sie hatte die Neigung zu Misstrauen, obwohl im Innersten danach verlangt wurde, irgendjemanden vertrauen zu können.

Wir hatten das Maß verloren, das Maß für das rechte Verhältnis zwischen Rechten und Pflichten. Es war ganz natürlich, dass nach einer Zeit, in der eine erdrückende Last von Pflichten immer weniger Rechte gegenüberstanden, das Pendel zuerst einmal weit ausgeschlagen ist. Dass es dabei nicht bleiben konnte, wussten oder fühlten wir alle. Die Antwort auf die *Überstaatlichkeit* des Dritten Reiches, die Freiheit und Recht erstickte, konnte nicht eine *Unterstaatlichkeit* sein, in der Freiheit und Recht beansprucht wurden, ohne dass man für sie gemeinsam einzutreten bereit gewesen wäre.

Ob wir künftig tüchtige Soldaten haben würden, hing davon ab, wie weit wir verantwortungsfreudige, bewusste Staatsbürger hatten.

Wir mussten uns auf etwas Vorbereiten, was wir verhindern sollten. Dies war ein Spannungsverhältnis, was kaum ertragbar war. Es war schwer klarzumachen, dass man den Auftrag um so besser ausfüllen konnte, je kräftiger, entschlossener und genauer man sich darauf vorbereitete.

Im Krieg gehen Menschen einander mit Gewalt ans Leben. Der Krieg ist also immer, gleichgültig wer die Schuld daran trägt und wie er ausgeht, eine Niederlage der

Menschlichkeit. Er ist als Ganzes immer ein Unglück für die Menschheit. Dennoch war der Auftrag an die Soldaten von einschneidender Besonderheit. Durch diesen Auftrag wurden sie - im Frieden auf beschränkte Zeit, im Krieg ohne alle Einschränkung - in den besonderen Stand berufen, von dem der Staat die sachgerechte, entschlossene, Leib und Leben einsetzende Führung der Waffen erwartete, und zwar so erwartete, dass er sich darauf verlassen konnte.

Da war zunächst die Treue gegenüber dem Staat zu nennen. Unsere Treue bestand darin, dass wir dieser Erwartung mit allen Kräften entsprachen. Die Friedensaufgabe der Streitkräfte war ihre Vorbereitung auf den Krieg. Diese Vorbereitung fand im Frieden statt. Da jeder Soldat gleichzeitig vollberechtigter Bürger war, die Streitkräfte ein Glied des deutschen Rechtsstates waren, waren somit sowohl Soldat als auch die Streitkräfte mitverantwortliche Garanten der friedlichen Rechtsordnung.

Je enger wir in Leben und Denken mit dem größeren Ganzen verbunden blieben und die Rechte genossen, die uns gewährt wurden, um so gehaltvoller und fester musste die Überzeugung sein, mit der wir dem Ganzen dienten.

Aber der Krieg auf den wir uns vorzubereiten hatten, verlangte, wenn er eintreten sollte, ein Äußerstes an Fähigkeit und Entschlossenheit. Erst im Blick auf dieses Äußerste verstanden wir auch die besonderen Soldatenpflichten.

Hier ist besonders der Gehorsam zu nennen. Es gibt totalitäre und freiheitliche Hierarchien. Freiheitlich ist sie dann, wenn Menschen der Gehorsamspflicht nur dann zu unterwerfen gezwungen sind, falls es von der Aufgabe her unabdingbar notwendig ist. Freiheit hat nichts mit Verweichlichung zu tun. Freiheit ist nicht nur Konsumwahl oder unverbindliche Meinungsäußerung.

Eine Armee benötigt nun mal den Gehorsam. Der Begriff kann in einer sehr weiten Bedeutung verstanden werden, die zugleich sein höchster Sinn ist. Gehorchen heißt, das tun, was geboten ist. Also die Forderung der Lage und des Augenblickes so zu erfüllen, wie man es nach bestem Wissen und Gewissen kann. Für den der glaubt, heißt dies, den Willen Gottes tun. Aber meist denkt man bei Gehorsam an einen menschlichen Willen. Gehorchen ist dann, sich unterordnen, den eigenen Willen einordnen. Ohne solchen Gehorsam gibt es unter Menschen keine verlässliche Bindung; denn was die gemeinsame Sache hier und jetzt verlangt, kann nicht in das Belieben des Einzelnen gestellt werden. Der Gehorsam den der Soldat schuldet, hat einen noch engeren und strengeren Sinn: Tun was befohlen ist.

Es gibt keine Gemeinschaft, in welcher der Befehlsgehorsam so zwingend nötig ist, wie im soldatischen Verband. Denn der Waffenkampf erfordert große Schnelligkeit und Genauigkeit gemeinsamen Handelns gerade in solchen Lagen, die der einzelne Kämpfer nicht entfernt übersehen kann. In denen er also auch, selbst wenn er als Person dazu urteilsfähig genug wäre, nicht aus eigener Einsicht entscheiden kann, was jetzt von ihm im Sinne des Ganzen zu tun ist. Wo der Gehorsam schwerfällt, können Bequemlichkeit, Müdigkeit oder Furcht der Grund sein. Der Befehl fordert dann entsprechende Überwindung durch Anspannung und Mut, und erst in seiner Befolgung erfährt man oft, was man zu leisten vermag.

Gerade bei spannkraftigen und mutigen Naturen wird der Gehorsam erschwert, wenn die eigene Meinung über das Erforderliche erheblich vom Urteil, das in dessen Befehl erkennbar wird, des Vorgesetzten abweicht. Man glaubt dann, es besser zu wissen, und es ist durchaus möglich, dass man damit recht hat. Denn wenn der Befehlende auch zum Vorgesetzten ernannt ist, weil seine Vorgesetzten ihm die bessere und umfassendere Einsicht zutrauen, so geht doch mit der Befehlsbefugnis nicht alle Urteilskraft auf ihn

über. Darum ist, wo die Lage es erlaubt, auch eine Gegenvorstellung durchaus am Platze; sie braucht den Gehorsam nicht zu schmälern und könnte dem Vorgesetzten wie dem Ganzen hilfreich sein.

Zivilcourage ist kein Ungehorsam, sondern eine wichtige Tugend. Dass der Führer immer Recht hat, ist nicht wahr; irren ist menschlich!

Der Befehl ist wichtig, wenn er gegen die Menschenwürde verstößt. Die irrige Annahme, es handele sich um einen solchen Verstoß, befreit nicht von der Verantwortung. Das scheint wichtig zu sein. Sonst gleitet jede Meinung ins Belieben ab.

Es darf nicht Unmögliches gefordert werden. Der von General von Ludendorff zum Grundsatz erhobene Spruch: *Das Unmögliche fordern, um das Mögliche zu erreichen*, ist falsch und gefährlich. Ich habe ein solches Verhalten in der Bundeswehr nie feststellen können. Ein Vorgesetzter, der über das Mögliche hinaus zu befehlen pflegt, gibt Zweifel an der Ausführung eines jeden Befehles Raum. Der Untergebene muss sich darauf verlassen können, dass der Vorgesetzte nach bestem Wissen und Gewissen von ihm nur das fordert, was er ausführen kann. Es könnte natürlich aber auch sein, dass der Untergebene sich weniger zutraut, als er zu leisten vermag. Auch kann der Soldat nicht sich darauf berufen, dass etwas Unmögliches von ihm gefordert würde. Er muss darauf vertrauen, dass der Vorgesetzte nichts Unmögliches fordert.

Eine Begründung eines Befehls ist nicht zwingend erforderlich. Sie sollte aber immer dort, wo es möglich ist, erfolgen, denn es ist dann Gehorsam aus Einsicht leichter. Unser Bataillonskommandeur, legte großen Wert darauf, dass das Wozu und Wofür dem Soldaten klar gemacht wurde. Umso stärker wandte er sich gegen Widersetzlichkeiten und Kritiksucht. Wenn einmal das Notwendige erklärt war, musste dies genügen. Ein Zerreden, wie es heute oft beobachtet wird, gab es nicht.

Es genügt nicht, den Befehl zu geben, schon gar nicht, um nach oben gedeckt zu sein. Man muss auch die Ausführung im Auge behalten und sie beaufsichtigen. Uns wurde immer wieder gesagt, nur solche Befehle zu geben, wie man deren Ausführung zu überwachen und durchzusetzen in der Lage ist. Vollzugmeldungen sind nur dann entbehrlich, wenn sie sinnlos sind. So war es bei uns zwingend, und dies wurde immer wieder geübt, dass nach jeder Ausführung eines Befehls Vollzug gemeldet wurde.

Leider wurden auf dem *Verwaltungswege* immer wieder neue Dienstvorschriften erlassen, die Alibifunktionen besaßen und deren Einhaltung weder überwacht, geschweige denn durchgesetzt wurde. Nach jedem noch so kleinen Vorkommnis versuchte man durch Regelungen, dies künftig zu vermeiden. Wer die Ministerialblätter – VM-Blätter genannt – durchsieht, wird sehr viel Unsinniges und eine Flut von Vorschriften entdecken. Man sprach damals nicht ohne Grund von der verwalteten Armee.

Man muss Vertrauen erwerben ohne vertraulich zu werden. Wenn wir Menschen nur so nehmen wie sie sind, so machen wir sie schlechter. Wenn wir sie behandeln als wären sie, was sie sein sollen, so bringen wir sie dahin, wohin sie zu bringen sind. Vertrauen erhält, wer beherrscht und maßvoll bleibt, Gerechtigkeit und Geduld übt und in rechter Weise für seine Untergebenen sorgt.

In der Tat muss Gehorsam gelernt werden. Er fällt nicht leicht, bedarf der Übung und wird dann in Fleisch und Blut übergehen. Ein Soldat der nicht in diesem Sinne diszipliniert ist, taugt nichts.

Wenn von der Disziplin die Rede ist, denkt man immer auch an die Fülle kleiner Pflichten, die der Alltag fordert: Pünktlichkeit, Ordnung, Sauberkeit, persönliche Verlässlichkeit in der Sorge für die anvertrauten Waffen und Geräte, reibungsloses Ineinanderübergreifen der täglichen Verrichtungen, geordnete Gleichförmigkeit des Verhaltens, Einhalten der Ruhezeiten usw.

Wichtig ist auch, dass Gesetze, Verordnungen, Vorschriften und Befehle in gleicher Weise für den einfachen Soldaten als auch für den General gelten. Es gibt in einer demokratischen Armee keine Privilegien.

Als nächstes ist die Kameradschaft zu nennen. Kameradschaft lässt sich befehlen. Es wurde deshalb auch die Pflicht zur Kameradschaft im Soldatengesetz normiert. Sie wird vom ganzen Menschen geleistet. Sie ist nicht Freundschaft, obwohl sie auch dazu werden kann. Niemand hat Anspruch darauf, eines anderen Freund zu sein. Kameraden werden einem geschickt. Die hat man, ob man sie mag oder nicht. Man kann sie sich nicht aussuchen. Kameradschaft ist ein großes Stück Menschlichkeit. Dass stets einer dem anderen hilft, dass der Grundsatz gilt *Einer für alle und alle für einen*, sowohl bei Tag wie bei Nacht, zu helfen und sich beizustehen für den Kameraden, löst zugleich viele Probleme, auch für die Bedürftigen und Kranken.

Soziales Verhalten ist nicht eine Frage des Diskutierens, des Werdens und Wachsens, sondern es ist einfach da. Es ist kein demokratischer Beschluss oder keine lange Diskussion notwendig. Man braucht dafür keine Paragraphen und keine Gesetze.

Auch der Feind ist nach beendetem Kampf Kamerad. Diese gute Kriegersitte sollte viel mehr hervorgehoben werden. Wenn ich dies nicht anerkenne, wird es nie Frieden geben. Es ist in der deutschen Militärgeschichte eine ritterliche Tugend, sieht man einmal von einzelnen Verfehlungen ab, dass die besiegten Soldaten als Kameraden gelten. Man spricht nicht umsonst von den Kameraden der anderen Feldpostnummer. Hitler musste der Wehrmacht kurz nach Beginn des Russlandfeldzuges ausdrücklich schriftlich befehlen, dass die russischen Kriegsgefangenen nicht als Kameraden, sondern als Untermenschen zu behandeln sind. Dieser verbrecherische

Befehl wurde in der Praxis in vielfältiger Weise zu recht missachtet. Leider hat eine Minderheit sich an den Befehl gehalten und der Wind, der hiermit gesät wurde, endete mit einem riesigen Orkan, als sich das Blatt wendete. Den Orkan mussten am Schluss auch die anständigen Soldaten und die Zivilisten über sich ergehen lassen. Wenn man täglich 24 Stunden zusammenlebt, entwickeln sich andere Beziehungen zueinander als in den meisten Berufen. Je mehr man aufeinander angewiesen ist, um so ernster muss man die Pflicht zur Kameradschaft nehmen.

Kameradschaftliches Verhalten darf nicht von freundschaftlichen Gefühlen dem anderen gegenüber abhängen.

Kameradschaft erweist sich im Handeln und rechten Einstehen für einander. Schließlich ist festzustellen, dass Kameradschaft in drei Richtungen wirkt: Vorgesetzte zu Untergebenen und umgekehrt, sowie Gleichgestellte zu Gleichgestellten.

Als Ausfluss der Kameradschaft ist der Gemeinschaftsgeist hervorzuheben. Wenn Menschen sich miteinander verbinden, entsteht die höhere Einheit der Gemeinschaft als eine Wirklichkeit. Der Gemeinschaftsgeist kann entarten. Das geschieht, wenn das Korps und die Zugehörigkeit zu ihm der einzige Maßstab wird, nach dem die Haltung, die nach außen offenkundig wird, sich richtet. Dieser Versuchung ist jede menschliche Sondergruppe erlegen. Soldatische Verbände und Heereskörper waren und sind oft von ihr in besonderem Maße bedroht. Dies musste ich leider auch in der Bundeswehr feststellen. So fühlten sich die Panzeraufklärungsbataillone allen anderen Waffengattungen gegenüber als erhaben. Dies lag nicht zuletzt daran, dass in diesen Einheiten überproportional adlige Offiziere dienten, die besonders gefordert wurden, vor allem bei den Panzergrenadieren, war die Kameradschaft besonders ausgeprägt.

Als weitere Pflicht ist die Tapferkeit zu nennen. Mut ist Vertrauen in die eigene Kraft, die wagende Abschätzung dessen, was man der Gefahr entgegensetzen hat; er ruht auf dem beglückenden Gefühl, dass man etwas einbringen und einsetzen kann. Dieses Gefühl richtet sich gegen Furcht und Angst, und nach dem Maße seiner Lebendigkeit trägt es auch über Angst hinweg. Wer friedlich in aller Sicherheit des Gelingens und des eigenen Bewahrbleibens handelt, braucht keinen Mut. Mutig sein heißt vielmehr, die Möglichkeit des Misslingens und die eigene Versehrung in Kauf zu nehmen; und der rechte Mut schätzt diese Möglichkeit auch ab. Doch nutzt er dann den Schwung, der das gesunde Leben befeuert und den Trotz, der ihm innewohnt; er ergreift entschlossen seine Chance.

Mut kann sich zur Kühnheit steigern, bis zur hellen Freude am Wagnis, allerdings auch bis zur Tollkühnheit, welche die Gefahr verkennt.

Mut kann sich auch überschlagen, kann zum urteilsschwachen Leichtsinne werden, oder er kann zu der falschen Übersteigerung führen, die danach verlangt, die eigene Kühnheit zur Schau zu stellen.

Zur Tapferkeit gehören ein höherer Sinn und die lebendige Überzeugung von einem Größeren, das es wert ist, sich dafür zu opfern: Die Freiheit des Volkes in einer freien Welt, in der Wahrhaftigkeit und Güte, sich entfalten zu können.

Es ist ein Unterschied, ob man den Gegner angreift oder ihm standhält; der tapfere Mut gewinnt dabei ein verschiedenes Gewicht. Zunächst scheint der Angriff die größere Selbstüberwindung zu fordern: Man sucht von sich aus den Gegner auf, springt ihn aus der Ruhe an. Dazu bedarf es des eigenen Entschlusses zur Aktivität. Andererseits kommt der natürliche Schwung dabei zu Hilfe, und wenn er vielen gemeinsam ist, reißt er den Einzelnen zu kühnem Wagnis mit.

Auch der Zorn verlangt zuzuschlagen, nicht nur auszuharren. Wenn es dagegen dem feindlichen Angriff

standzuhalten gilt, helfen eher Kaltblütigkeit und verbissener Trotz; da wenig vorhanden ist, was mitzureißen und zu befeuern vermag. Darum ist die Standhaftigkeit eher als der Angriffsschwung die Sache des auf sich allein stehenden Einzelnen.

Mut ist ansteckend, aber Furcht noch mehr, am meisten plötzliche Panik, die einen ganzen Verband überraschend ergreifen kann.

Wenn eine solche Tat der einzig sichtbare Weg ist, ein Ziel zu erreichen, das des Opfers wahrhaft würdig ist, dann ist es ein Zeichen von Größe, sie so auf sich zu nehmen. Sie zu befehlen, wird jeder Vorgesetzte aus seiner Verantwortung bis zum Äußersten vermeiden; freiwillig getan, führt sie das Menschentum auf eine Höhe, die Ehrfurcht verdient.

Es gibt anderseits auch im und außer Dienst Gelegenheit, moralischen Mut und Zivilcourage zu beweisen. Nämlich wahrhaftig zu sein, auch wo es Nachteile bringt, eine Fahrlässigkeit oder Schuld einzugestehen, obwohl es gefährdet, oder gegenüber einem Mächtigen den Freimut aufzubringen, der zum Einstehen für die eigene Überzeugung, zur Äußerung überlegter Einwände und berechtigter Gegenvorstellungen gehört.

Was einer kann, weiß man erst dann gewiss, wenn er es getan hat.

Tapferkeit setzt schließlich Verwundbarkeit voraus. Ohne Verwundbarkeit gibt es nicht einmal die Möglichkeit der Tapferkeit. Ein Engel kann nicht tapfer sein, weil er nicht verwundbar ist. Tapfer sein heißt, eine Verwundung hinnehmen zu können. Weil der Mensch wesentlich verwundbar ist, darum kann er tapfer sein.

Wenn das Wesen der Tapferkeit darin liegt, im Kampfe für die Verwirklichung des Guten, Verwundungen hinzunehmen, dann setzt es voraus, dass der Tapfere weiß, was das Gute ist. Perikles sagte in seiner Gefallenenrede: *Denn auch dies ist unsere Art: Da am freiesten zu wagen, wo wir am besten*

überlegt haben. Bei anderen aber erzeugt nur die Unkenntnis Tapferkeit, die Überlegung jedoch Zagen.

Thomas von Aquin sagte: *Tapferkeit ohne Gerechtigkeit ist ein Hebel des Bösen.*

Die überwiegende Zahl der Wehrmachtssoldaten wurde mit ihrer Tapferkeit als Hebel des Satans missbraucht.

Der Gehorsam kann verweigert werden, wenn der Befehl gegen ein Gesetz verstößt oder zu nichtdienstlichen Zwecken erteilt wurde. Jeder trägt dafür die Verantwortung.

Uns wurde immer wieder eindringlich gesagt, dass man sich nicht mehr herausreden könne, dass man ja nur einen Befehl ausgeführt habe. Auch hier muss Mut Platz greifen, dass man ungehorsam ist, wenn man erkennt, dass ein Befehl verbrecherisch ist oder gegen die Menschenwürde verstößt.

Die Verantwortung hat man jedoch selber zu tragen. Stellt sich hinterher ein Verhalten als falsch heraus, weil man einem Irrtum unterlegen war, hat man dafür die Verantwortung zu übernehmen. Man muss in diesem Falle auch die vorgesehene Strafe hinnehmen. Man hat dabei nur den Trost, dass man das Beste gewollt, sich jedoch geirrt hat.

Gehorsam hat letztlich seine Grenzen in unsere auf christliche Werte basierende Grundordnung und in Verantwortung vor Gott.

Ich habe nie erlebt, dass bei der Bundeswehr irgendjemand einen Nachteil gehabt hat, wenn er einen Befehl, der unsinnig war oder gar gegen die Menschenwürde verstieß, nicht ausführte.

Vom Soldaten wird kein blinder Gehorsam gefordert. Eine solche Forderung ist unmöglich, denn wer geistes- oder gewissensblind ist, kann gar nicht gehorchen, und ein Kadaver ist erst recht